

(2. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

„Der Herr Professor erteilt Unterricht, es dauert aber nicht mehr lange, ich bitte Platz zu nehmen.“

Sie führte Vera in einen kleinen Salon und rückte ihr einen Sessel zurecht, dann ging sie hinaus.

Vera erinnerte sich der alten Dienerin, es war dieselbe, die sie damals, als sie zum Unterricht kam, empfangen und oft, wenn sie warten mußte, mit ihr geplaudert hatte. Doch die Alte schien sie nicht erkannt zu haben, sie mußte sich also wohl so verändert haben, daß sie ihr eine Fremde geworden war.

In dem Salon stand noch alles so wie früher: Dort auf der Staffelei Sarasates Bild mit eigenhändiger Widmung, die sie als junges Mädchen immer wieder gelesen, und aus dem Nebenzimmer erklangen die Töne einer Geige.

Alles genau so wie damals, als sie hatte warten müssen, bis die Reihe an sie kam. Sie bemühte sich, zu erkennen, was gespielt wurde. Sie kam nicht gleich darauf, aber dann bei der einen Stelle wußte sie: es war die Gavotte von Viengtemps.

Sie freute sich, daß sie das erkannte, daß ihr musikalisches Gehör noch sicher geblieben war, trotzdem sie sich die Zeit seit ihrer Verheiratung nicht mehr mit Musik beschäftigt, sich nur aufs Zuhören: Theater, Konzertsaal, beschränkt hatte, und als jetzt der Professor die Tür öffnete, seinen Schüler verabschiedete und auf sie trat, war sie fast froh gestimmt, die Hoffnung, daß ihr gelingen müsse, was sie sich vorgenommen, gewachsen.

So kam ihre Frage: „Herr Professor erinnern sich meiner wohl nicht mehr?“ ganz frisch heraus, fast etwas kokett, und als Unnow nachsinnend den Kopf schüttelte: „Vera Tscherskassowa, Ihre frühere Schülerin“; dann etwas kleinmütiger, als der Professor noch immer kein Erkennen zeigte: „Allerdings liegt das schon einige Jahre zurück.“

Unnow sah sie nochmals prüfend an, dann ging es wie ein Erinnern über seine Blüte:

„Die Veroschka — an den Augen habe ich Sie erkannt, aber“ — sein Blick ging wieder prüfend über ihre Gestalt: „Welch schöne, elegante Dame sind Sie geworden, haben gar nichts mehr von sich hören lassen, na — und wie steht es mit der Kunst?“

In Veras Augen zitterte es — die Erinnerung, was sie inzwischen durchlebt, wollte wieder Macht über sie gewinnen, doch sie faßte sich schnell:

„Ich möchte den Unterricht wieder aufnehmen, Herr Professor, ich wollte Sie bitten, mich zu prüfen, ob es noch geht — ich habe lange nicht gespielt.“

Er bewegte langsam den Kopf, er verstand, daß da etwas nicht ganz in Ordnung sei, aber da sie selbst noch nichts gesagt, wollte er nicht daran rühren, sah sie nur nochmals an:

„Also Sie wollen wieder Unterricht nehmen, nachdem Sie so lange, wie Sie sagen, der Kunst untreu ge-

wesen — können's ja versuchen, nur will ich Sie von vornherein warnen: die Kunst fordert den ganzen Menschen, all seine Kraft — wenn das also nur eine Dame sein sollte —“

Er brach ab, trat zum Tisch, auf dem eine Geige lag, prüfte den Ton, und nachdem er das Instrument gestimmt hatte, reichte er es ihr hin.

„Na, lassen Sie mal hören und sehen, was noch sitzen geblieben ist.“

Bei seinen Worten war eine leichte Röte in ihr Gesicht getreten, sie fühlte, wie eine Beklemmung in ihr aufstieg, sie kannte ihren Lehrer gut genug von früher her, um zu wissen, wie seine Worte gemeint waren. Wenn diese auch scherzhaft klangen, es steckte tiefer Ernst dahinter.

Sie griff nach der Violine und wollte sie an die Schulter legen, dabei traf ihr Blick das Gesicht Unnows, in dem es spöttisch aufblitzte — im Augenblick hatte sie begriffen, was sie getan. Sie stand noch im Strahenzuge da, hatte nicht abgelegt, noch nicht einmal die Handschuhe von den Händen gestreift. Sie wurde ganz verwirrt über den Fehler, den sie gemacht, doch der Professor half ihr lebenswirdig darüber hinweg:

„Nun, nun, Sie haben wohl nicht erwartet, daß ich Sie gleich einer Prüfung unterziehen würde“, und als sie eilig den Mantel ausziehen wollte, trat er hinzu und half ihr:

„So, nun können Sie sich bewegen, jetzt wollen wir anfangen, spielen Sie, was Ihnen gerade in den Kopf kommt.“

Sie zögerte einige Sekunden, dann hob sie entschlossen den Bogen und spielte den Anfang der Gavotte, welche sie vorher von dem Schüler gehört hatte.

Als sie geendet, erwartungsvoll zum Professor hinsoh, was er sagen würde, erschienen ihr die Sekunden, die bis zu seinen Worten vergingen, wie eine sie erdrückende Last, sie atmete erst befreit auf, als sie ihn sprechen hörte:

„Na ja, na ja — einen Versuch können wir ja machen — sehr schön war es nicht, aber das will nichts sagen. Daß Sie ein starkes Talent haben, wissen Sie ja, haben es oft von mir gehört — was in aller Welt hat Sie denn veranlaßt, so lange zu pausieren.“

Er hatte nun doch eine Frage in seine Worte gelegt, eine Frage, was sie in der Zwischenzeit getan, warum sie verschollen gewesen, und in der Freude, daß er sie nicht zurückwies, sogar hervorhob, daß sie ein starkes Talent habe, glaubte sie ihn mit ihrem Schicksal bekannt machen und ihm sagen zu müssen, was sie jetzt dazu trieb, das Geigenspiel wieder aufzunehmen.

Dastig, als ob sie sich schäme, erzählte sie ihm von ihrer Heirat — daß ihr Mann schon nach zwei Jahren ihrer Ehe plötzlich gestorben und sie mittellos zurückgelassen, daß sie versuchen wolle, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Ummov war bei ihrer Erzählung sehr ernst geworden, bei den letzten Worten schüttelte er den Kopf:

„Also nicht innerer Trieb — Geld soll mit der Geige verdient werden, Künstlerin möchten Sie werden — da reicht's nun doch wohl nicht, tut mir leid, aber —“

In der Erregtheit, die sie ergriffen, fiel sie ihm ins Wort:

„Ich bitte Sie sehr, Herr Professor, versuchen Sie es mit mir, ich will sehr, sehr fleißig sein, ich verspreche Ihnen das — ich war so froh in der Hoffnung, nicht nur der Zukunft wegen, auch daß ich etwas haben würde, wodurch ich vergessen könnte, ich habe mich wohl auch nicht ganz klar ausgedrückt, ich fühle doch wohl den inneren Trieb, denn jetzt, hier, als ich den Bogen wieder in der Hand hatte und spielen durfte, ist mir gewesen, als ob mich etwas über alles Unglück hinweggehoben — ich dachte an nichts mehr als an mein Spiel.“

Überredendliche Wort und Bitten hatte Ummov bei abgewiesenen Schülern schon oft gehört, hier lag die Sache doch vielleicht noch etwas anders. Dazu stimmten ihm die bittenden Augen der schönen Frau weich — Talent hatte sie, das war nicht fortzuleugnen, also — er trat näher zu ihr hin und faßte nach ihrer Hand:

„Nun gut, bleiben wir bei dem, was ich zuerst gesagt, aber Fleiß und Ernst, Sie wissen, Veroschka — doch ich darf Sie jetzt wohl nicht mehr so nennen — also Vera Alexandrowna — einen Versuch will ich machen.“

Er half ihr in die Pelzjacke, ihren Dank lehnte er ab:

„Lassen wir das, Sie danken mir am besten dadurch, wenn Sie, na, wenn Sie eine tüchtige Geigerin werden — Sie kennen mich ja von früher, Halbheiten mag ich nicht.“

Vera fühlte sich, als sie den Professor verlassen, anfangs doch etwas niedergedrückt, in ihren Hoffnungen herabgestimmt, dann aber rief sie sich, als sie in der klaren Winterluft schnell ihrer Wohnung zuschritt, die Art und Weise Ummovs ins Gedächtnis — das ließ sie wieder froher und mutiger werden. Sie kannte ihn ja von früher her genügend, um nach seinen Worten, so wehe sie ihr im Augenblick auch getan, sich nicht gleich der Verzweiflung hinzugeben. So war er immer, so ablehnend hatte er sie auch damals, als sie den ersten Unterricht bei ihm anfangen, behandelt, erst nach und nach hatte sie sein Wohlwollen erworben, und gewiß hätte er etwas Tüchtiges aus ihr gemacht, wenn nicht der Tod ihres Vaters dazwischengekommen und sie ihren Unterricht hätte aufgeben müssen.

Aus falscher Scham — wie sie sich heute sagte — denn Ummov war nicht der Mann, eine talentvolle Schülerin, weil sie verarmt war, das Honorar für die Lektionen nicht mehr aufbringen konnte, fortzuschicken, sie aber war damals auf den Gedanken, mit ihm offen zu sprechen und ihm ihre Lage einzugestehen, gar nicht gekommen, es stand ihr auch niemand ratend zur Seite, denn die Mutter hatte von der ganzen Geschichte wenig gehalten, das als etwas angesehen, was sich ein aufsituiertes Mädchen leisten durfte: die eine spielte Klavier, die andere sang, eine dritte aeierte — das war ja sehr hübsch für den gesellschaftlichen Kreis, an etwas Ernstes, daran, daß die Tochter ihr Spiel einmal für das Leben brauchen könnte, hatte sie nicht gedacht, nicht denken brauchen, denn so lange der Vater lebte, hatten sie ihr reichliches Auskommen gehabt und brauchten sich nichts zu versagen. Wenn ihr Mann auch keine der obersten Beamtenstellen bekleidete, sein offizielles Einkommen nicht einmal bedeutend war, an Geld hatte es nie gefehlt, wie so vielen anderen Beamten hatten sich auch ihm Nebenquellen, aus denen er reichlich schöpfen konnte, geboten, bis dann durch seinen Tod alles ein Ende gehend und nur die kleine Pension geblieben war.

Der Bruder war damals wie sie selbst noch zu jung, als daß er ihr hätte raten können, auf die Idee, ihr Geigenpiel zur Kunst auszubilden, wäre er wohl auch nicht gekommen, so hatte Vera es eben aufgegeben, wie sie damals alles, was zum besseren Leben gehörte, hatte

aufgeben müssen. Dann war die plötzliche Heirat gekommen — ein Glücksstrahl, der in die traurigen Verhältnisse gefallen, der sie geblendet und so bald wieder erloschen.

Alles das ging ihr jetzt durch den Sinn, auch die kurze Zeit ihrer Ehe trat in ihr Denken. Ein rechtes Glück war ja auch das nicht gewesen, aus Liebe hatte sie nicht geheiratet, der reiche Mann, die Aussicht, aus den kümmerlichen Verhältnissen herauszukommen, sie verlockt — was hätte ihr das Leben auch sonst bieten können?

Aber jetzt sollte das anders werden. Selbst wollte sie sich ihre Zukunft aufbauen, der erste Schritt war getan, sie hatte trotz ihrer Jugend Erfahrung gesammelt, sie wollte vorwärts, sich durch nichts mehr zurückhalten lassen.

Ein wenig Scheu empfand sie doch, als sie ihre Wohnung erreicht hatte: Wie würde Sergei ihren Plan aufnehmen — dieser Gedanke flöhte ihr einige Augenblicke Furcht ein, dann aber sagte sie sich, daß es doch für sie nichts anderes gäbe, sollte sie, wie Sergei angedeutet, Unterricht erteilen oder Übersetzungen machen, was kam dabei heraus — die paar Rubel, die sie verdienen würde, halfen zu nichts, vor ihr stand ein freudloses Leben voll Arbeit.

Ein Glanz ergriff sie vor einem solchen Leben, Glanz vor der Arbeit, und wie ihre Gedanken weiter gingen, gedachte sie des Mannes, der sie durch seinen Leichtsin in eine solche Lage gebracht, wie mit Sah. Nur eines blieb ihr — die Kunst. Allein durch diese konnte sie sich wieder aufrichten, sie hatte Talent, sie würde schnell vorwärtsschreiten. Daß die Kunst ernste Arbeit, mühseliges Ringen erforderte, daran dachte sie nicht, wollte nicht daran denken, der Professor meinte das wohl auch nicht so ernst — sie wußte ja auch, wie leicht ihr früher das Studium gewesen.

Nur erst heraus aus dieser Enge, wieder mitleben dürfen.

Die Dame im ersten Stock, die Klavierlehrerin, fiel ihr wieder ein, an die wollte sie sich anschließen — Sergei hatte ja gesagt, daß bei ihr gute Gesellschaft verkehre, die würde zu ihr passen.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Bei einer wahren Harmonie der Gemüter begegnet man einander immer wieder, wenn man noch so weit auseinander zu gehen scheint.
Goethe an Karl August.

Himmelserscheinungen im Mai 1916.

Die im März und April sehr starke Nordwärtsbewegung der Sonne verlangsamt sich im Mai bedeutend und hört schließlich im Juni, am Solstitium (21. Juni) gänzlich auf, um wieder in die Südwärtsbewegung überzugehen. Am 1. Mai beträgt die Declination der Sonne + 15° 3' 44" 2, am 31. Mai beträgt sie + 21° 54' 46" 22, ihre Zunahme beläuft sich also auf 6° 51', während die Zunahme im Juni nur noch 1.5° ausmacht. Dasselbe Wachstum zeigt naturgemäß auch die Mittagshöhe der Sonne; diese hat für die verschiedenen geographischen Breiten folgende Werte: für den Parallel von 54° (Mitteldeutschland) 54° am 1. und 58° am 31., endlich für den Parallel von 48° (Süddeutschland und Mitteleuropa) 57° am 1. und 64° am 31. Mai. Die Tageslänge nimmt im nördlichen Gebiet von 15 bis auf 16½, im mittleren Gebiet von 14¾ bis auf reichlich 16 und im südlichen Gebiet von 14½ bis auf 15¾ Stunden zu. Die Tageshelligkeit aber erfährt durch die jetzt schon sehr langen Dämmerungen im Norden noch eine Ausdehnung von anfänglich je ¾ Stunden und zuletzt von je fast einer Stunde, im Süden zuerst von nahezu je einer Stunde und zuletzt von je einer vollen Stunde morgens und abends; durch die im Norden bereits Anfang Mai, in Mitteldeutschland jedoch erst Ende Mai beginnende mitternächtigen Dämmerung werden die sowieso sehr kurzen Nächte garnicht mehr völlig dunkel.

Unser Mond ändert im Mai fünfmal seine Phasen, und zwar zu folgenden Zeiten: Neumond am 2., um 6 Uhr 29 Min. vormittags, Erstes Viertel am 10., um 9 Uhr 47 Min. vormittags, Vollmond am 17., um 3 Uhr 11 Min. nachmittags, Letztes Viertel am 24., um 6 Uhr 16 Min. vormittags, und Neumond wieder am 31., um 8 Uhr 37 Min. nachmittags. Der Mond befindet sich am 7. Mai, um 8 Uhr 7 Min. vormittags, in Erdferne bei einem Abstände von 68.5 Erdbahnhälbmessern, am 19. Mai, um 9 Uhr 0 Min. vormittags, in Erdnähe bei einem Abstände von 56.6 Erdbahnhälbmessern.

Von den großen Planeten beherrscht Venus als hellglänzender Abendstern die ganze erste Nachthälfte, Mars ist bis nach Mitternacht sichtbar, und Saturn verschwindet am Monatsende in der hellen Abenddämmerung. Gehen wir die Planeten der Reihe nach durch, so ergeben sich folgende Verhältnisse: Merkur bleibt, obwohl er am 12. Mai, um 4 Uhr nachmittags, seine größte östliche Ausweichung von der Sonne erreicht, für das bloße Auge unsichtbar, er wird sich überhaupt während dieses ganzen Jahres, mit Ausnahme der zweiten Oktoberhälfte dem Auge verborgen halten. Sein Erdbahndurchmesser vermindert sich von je 1.09 bis auf 0.57 Erdbahnhälbmesser oder Einheiten von je 149.48 Millionen Kilometer, sein scheinbarer Durchmesser vergrößert sich infolgedessen von 6."1 bis auf 11."8. Venus bewegt sich Anfang Mai aus dem Bilde des „Stiers“ in das der „Zwillinge“, auf dessen hellen Stern Pollux zu sie ihren Lauf nimmt. Sie kulminiert am 1. um 3 Uhr 6 Min., am 31. um 2 Uhr 41 Min. nachmittags, tritt als Abendstern gleich nach Sonnenuntergang hoch am südwestlichen Himmel hervor und strahlt dann in außerordentlich starkem Glanze bis gegen Mitternacht über dem Horizonte. Am 27. Mai erlangt sie ihren größten Glanz; ihr Licht ist um diese Zeit, wie auch schon in den vorangehenden Wochen und noch kurze Zeit nachher so kräftig, daß nahe Gegenstände in mondcheinlosen Nächten im Freien, wo kein künstliches Licht stört, deutlichen Schatten werfen, und daß man den Planeten bei Memtnis seines Standortes in vollem Sonnenschein mit unbewaffnetem Auge wahrnehmen kann. Venus nähert sich weiter der Erde, ihre Abstände sind am 1. Mai 0.66 und am 21. Mai 0.43 Einheiten; ihr Scheibendurchmesser wächst von 25."6 bis auf 39."3, ist also zuletzt bereits größer als der des Jupiter. Schon mit einem schwachen Fernrohr (schwachfarbiges Glas) verwendet, die Sichelgestalt des Planeten. Am 6. Mai, um 6 Uhr vormittags, hat der Mond mit Venus Konjunktion (Mond nördlich); am vorangehenden Abend steht mit ihm der Mond noch westlich (rechts unten), am folgenden Abend dagegen schon östlich (links oben) von Venus. — Mars, der rechtsläufig im Bilde des „Löwen“ weiterzieht und am 24. Mai nur 1° 12' nördlich von Regulus, dem Hauptstern des „Löwen“, steht, hat bereits viel an Helligkeit eingebüßt und taucht erst etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang am westlich-westlichen Himmel aus der Dämmerung auf, um zunächst noch bis gegen 3, zuletzt nur noch bis gegen 1 Uhr nachts sichtbar zu bleiben. Er kulminiert am 1. um 6 Uhr 50 Min., am 31. um 5 Uhr 40 Min. nachmittags. Der Erdbahndurchmesser des Mars vergrößert sich von 1.18 bis auf 1.44 Einheiten; der scheinbare Durchmesser des Planeten nimmt von 7."9 bis auf 6."5 ab. Am 10. Mai, um 5 Uhr nachmittags, kommt der Mond mit Mars in Konjunktion, bei der der Mond fast 2° südlich vom Mars steht; am späteren Abend sieht man das Erste Mondviertel schon etwas nach Osten verschoben, daher südöstlich (links) vom Mars. — Jupiter, der am 1. April in Sonnenkonjunktion war, hält sich im Mai noch verborgen und erscheint erst Mitte Juni wieder am Morgenhimmel. Seine Erdbahndurchmesser sind am 1. 5.87, am 31. 5.63 Einheiten; seine Scheibe hat die Winkelhöhe 31."0 bis 32."4. — Saturn, im Bilde der „Zwillinge“, gewährt immer ungünstigere Beobachtungsbedingungen, taucht erst spät aus der abendlichen Dämmerung im Westnordwesten auf und verschwindet am Schlusse des Monats ganz in deren Strahlen. Von ihm entfernt sich die Erde, der Abstand beider Planeten nimmt von 9.48 bis auf 9.84 Einheiten zu. Der scheinbare Polar-Durchmesser des Saturnkörpers beträgt Mitte Mai 15."8, die große Achse des Ringsystems mißt 38."8, die kleine Achse 16.5. Am 7. Mai, um 6 Uhr vormittags, hat der Mond mit Saturn Konjunktion. — Uranus, der sich bis zum 22. langsam rechtsläufig, dann rückläufig im Bilde des „Steinbocks“ bewegt, steht nahe nordwestlich vom Stern 4. Größe Gamma dieses Bildes, wo man ihn als Sternchen 5. Größe noch mit freiem Auge erkennen kann; der „Steinbock“ ist aber erst in der

zweiten Nachthälfte über dem Horizont. Uranus kulminiert anfänglich um 6 Uhr 53 Min., zuletzt um 4 Uhr 56 Min. vormittags. Der Erdbahndurchmesser des Planeten vermindert sich von 20.07 bis auf 19.57 Einheiten, der Scheibendurchmesser dagegen vergrößert sich von 4."1 bis auf 4."2. — Neptun, nahe nordwestlich vom Sternchen 5. Größe Xi des „Strebels“, kulminiert zuerst um 5 Uhr 31 Min., am Monatschlusse um 3 Uhr 36 Min. nachmittags, steht also abends noch ziemlich hoch im Westen. Er kann als Stern der 8. Größe nur mit optischen Hilfsmitteln beobachtet werden. Seine Erdbahndurchmesser sind am 1. 30.19 und am 31. 30.65 Einheiten, sein Scheibendurchmesser besitzt nur den Wert von 2."5.

Sternschnuppen sind vorwiegend im ersten Drittel des Mai zu beobachten (Mai-Aquariden), auch zeigen sich solche um den 22. Mai; sie fallen aber nicht sehr zahlreich.

Zu Beobachtungen am Fixsternhimmel eignen sich besonders die ersten Tage des Mai, sowie die Tage nach dem 20., da in der übrigen Zeit das Mondlicht störend wirkt; in der zweiten Monatshälfte sind dazu die Nächte schon sehr kurz und werden in nördlicheren Gegenden noch durch die immerwährende (astronomische) Dämmerung erhellt. Überblickt man abends gegen 10 Uhr das gestirnte Firmament, so sieht man im Nordwesten und Westen den letzten Rest der schönen Wintersternbilder dem Horizonte zustreben. An der östlichen (oberen) Seite der sich in sehr flachem Bogen vom Westhorizont über den Norden zum Ostnordhorizonte wölbenden Milchstraße gewahrt man da im Westen den „Al. Hund“ mit Procyon, rechts darüber die „Zwillinge“ und im Nordwesten den „Fuhrmann“ mit Capella. Zumeist innerhalb der Milchstraße findet man weiter im Nordnordwesten den „Perseus“, gerade im Norden des W der „Cassiopeja“ und im Nordwesten den „Schwan“ mit Deneb. Etwas höher im Ostnordosten steht die „Leier“ mit der hellen Vega. Im Tierkreise reihen sich an die „Zwillinge“ weiter im Südwesten der „Krebs“ und der „Löwe“ mit Regulus, an diese im Süden die „Jungfrau“ mit Spica, im Südosten die „Waage“ und am Horizont eben aufgehend der „Skorpion“. Tief im Süden bemerkt man den „Raben“, links davon am Horizont sogar einzelne Sterne des südlichen „Centaur“. Hoch im Südosten funkelt Arctur im „Booten“, daneben hoch im Osten Gemma in der „Krone“. Vom Zenit nach Westen herab erstreckt sich das Bild des „Gr. Bären“ und vom Nordpol nach Osten dasjenige des „Al. Bären“ mit dem Polarstern.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein deutsches Hauptquartier in früheren Jahrhunderten. Am Hauptmarkt in Trier steht ein glühend angemaltes alttümliches Haus mit merkwürdigem Giebel und einer lateinischen Inschrift, die auf deutsch lautet: „Eher als Rom stand Trier einhundertunddreihundert Jahre; möge es fürder bestehen, ewigen Friedens sich freu'n.“ Das ist die Steipe oder Stiepe (Haus auf Stützen, Pfeilern). Hier befand sich in früheren Jahrhunderten die Kriegsveranstaltungsstube der alten Trierer Hauubogen, der Stadtväter und der Rünste. Als 1525 der gefürchtete Neubritter Franz v. Sickingen vor den Toren der Stadt erschien und mit Zerschlagung drohte, wurde auf der Steipe das „Hauptquartier“ aufgeschlagen, und Heerführer und Stadtväter entwickelten von hier aus ihren umfassenden Verteidigungsplan. Auf der Steipe war in alten Zeiten auch das Rathaus, und daß dort wader beim Mosel gezecht wurde, haben selbst schreibselige Trierer Mönche und geistliche Herren gebucht. Als einst im 16. Jahrhundert ein fürstlicher Streiter dort sein Hauptquartier beziehen wollte, fand er statt der Kriegsstimmung und -pläne Weinpotale freisen, darob ergrimmt, begab sich der Fürst auf den Marktplatz und schoß durchs Fenster eine Kugel in die Stube, die aber im Giebel stecken blieb. Zur Erinnerung an diesen Schuß ließen die Stadtväter dort das Wappen des Fürsten anbringen. In der Steipe wurde auch den hohen weltlichen Würdenträgern gehuldigt, Friedensverträge und Friedensunterhandlungen wurden hier abgeschlossen. Auch Goethe lehrte hier ein, als er 1792 im Oktober über Trier aus der Champagne in Frankreich heimzog. Wieder hatten sich in der Steipe die Kriegsteute zusammengefunden, und laute Kriegsgepfäche, Besamner der fedrängten Bürger und Prahlreden der Draufgänger erfüllten die Stube. Von einem „sinnverwirrenden Schauspiel“ erzählt

Goethe in der „Champagne“; alle möglichen Uniformen sah man, alle Stufen von Kriegen, Bürger aller Stände, alle Arten Beamte, Farben, Trachten, und alle waren mizmutig, in Auserungen heftig, „aber alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.“ Hier erlebte Goethe ein wahrhaft rührendes Ereignis, wie er sich ausdrückte, die Begegnung mit einem alten Haudbegen, einem Kurarenoffizier mit grauem Haar, der sich wunderte, daß auch Goethe die großen Strapazen des Krieges mitgemacht habe, und der sich in den wenig heldenmütigen Eingeständnisse erschöpfte, daß es für ihn Metier und Schuldigkeit sei, dergleichen schreckliche Kriegszustände zu erdulden und dafür sein Leben einzusetzen —, daß sich aber der Dichter ohne Not ins Kriegsgetümmel begeben habe, das wollte ihm nimmer in den Sinn . . . Wieder um ein Jahrhundert und etliche Jahrzehnte später sah die Steipe am alterthümlichen Hauptmarkt zu Trier ein ähnliches buntes Kriegsbild, wie es Goethe gesehen hatte. Das war bei Ausbruch dieses gewaltigen Völkerrkrieges. Da sah in der Steipe tapferes Kriegsvolk zusammen, zwar war hier nicht das Hauptquartier aufgeschlagen, aber Treffpunkt vieler maderer Kämpfer war hier auch. Auf dem Marktplatz herrschte wieder Kriegsgetriebe mit Wagnerswagen, Geschützen und allen möglichen Regimentskolonnen. Und der alte feste Wachturm von St. Gangolph, der schon in alten Zeiten auf die Kriegsbilder geschaut hat, blickte wie einst ernst und grau über die modernen vielgestaltigen Streitmäthe.

Eine Seeschlacht im Siebenjährigen Kriege. Nicht mit Unrecht hat man den Kampf, in dem heute Deutschland gegen eine Welt von Feinden steht, mit dem Heldentringen des großen Friedrich verglichen, der auch gegen einen Bund der gewaltigsten Staaten Europas siegreich blieb. Freilich nur auf dem Lande. Daß der große König während des Siebenjährigen Krieges überhaupt auch zur See gekämpft hat, ist ganz vergessen, und doch verdient dies Stück Geschichte aus Friedrichs II. ruhmvoller Zeit, so wenig es auch in strategischer Hinsicht zu bedeuten hat, Beachtung in unsern Tagen, wo die deutsche Flotte so machtvoll Deutschlands Klüften schützt. So lächerlich gering die Seekräfte waren, über die Friedrich verfügte, so tapfer und ehrenvoll haben sie gekämpft, würdig des Geistes, der unsere Marine besetzt. Die Großtat des „Großen Kurfürsten“, der einst sein Exzepter über Westafrika geschwungen und gegen die Flotten Hollands und Frankreichs angekämpft hatte, war zur Zeit Friedrichs des Großen nur noch eine Sage. Als damals die Schweden in der schwierigen Lage, in der sich Friedrich nach der Niederlage bei Munnereisdorf befand, Hilfsvölker für die Feinde landen wollten, mußten einige größere Handelschiffe zusammengekauft und bewaffnet werden, um die Schweden nach dem Befehl des „alten Fritz“ „unter allen Umständen fernzuhalten“. Es waren 4 Gallioten und 4 größere Fischerfahrzeuge nebst 4 kleinen Schiffen, sog. Espings, die damals die preussische Seemacht darstellten. Dieses kleine Geschwader mit 603 Köpfen Besatzung war bestimmt, die Mündungen der Oder zu schützen und das Vordringen der Schweden im Haff zu verhindern; es fand in dem Gefecht am Neßziner Hafen am 10. September 1759, heldenmütig fechtend für Friedrichs Ruhm, seinen Untergang. Ein zeitgenössischer Bericht, der den Titel führt „Darstellung von dem zwischen der königlich Schwedischen Escadre und denen zu Unterstützung des Haffs auch dahin gehörigen Wimmengedäffer ausgerüsteten königlich Preussischen Gallioten und Galeron den 10. September 1759 vorgefallenen Treffen“ gibt eine genaue Schilderung des Kampfes, der vom 19. August an in beständigen Manövern geführt wurde und in dem sich die preussischen Schiffe zunächst sehr gut hielten. Nachdem in diesem Schachmüßel die Schweden manche Verluste erlitten hatten, gelang es ihnen am 10. September bei günstigem Wind nahe an die preussischen Schiffe heranzukommen. „Die Schweden erschienen vormittags kurz vor 9 Uhr gegen unsere Escadre en Ordre de bataille, feuerten emsiglich aus dem groben Geschütz, bei weiterer Annäherung aber aus Spfindigen Canons von beiden Seiten, und so fielen zwei preussische Galeeren in die feindliche Gewalt. Dieser Umstand nötigte unsere Schiffe, unter Segel zu gehen, um so viel möglich das Gefechte zu continuiren und dem Feinde Abbruch zu thun. Es wollte aber der Wind hierzu nicht favorisiren, daher es denn geschah, daß ein Schiff nach dem anderen dem widrigen Schicksal sich ergeben und in die feindliche Hände gerathen mußte, da die ganze Bataille von 9 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags währte. Unterdessen ist doch eine feindliche

halbe Galeere in Feuer aufgegangen, dergleichen auch ein feindlicher Esping untergegangen, davorhero dessen Rost in die Chaloupe gesprungen, weil aber solche überladen, ist sie gesunken.“ So mußte die preussische Flottille der schwedischen Übermacht im Haff weichen. Das schwedische Geschwader bestand aus 4 groben und 4 halben Galeeren, 2 Bombentischen, 2 Gallioten, 4 Schaluppen und 2 Bombardier-Pramen, im ganzen mit einer Besatzung von 2859 Mann. Die Schweden verloren 3 Schiffe und 120 Tote. Nach dieser rühmlichen Niederlage gelang es 1761 der wieder kampffähig gewordenen preussischen Flottille, einen Sieg über die schwedische Flotte zu erröchten und eine Fregatte als gute Beute heimzuführen. Damit endete der „Seefrieg“ in Friedrichs siebenjährigem Ringen.

Tommys Marmeladen werden teurer. Die in England so beliebten Marmeladen werden nun ebenfalls von der in Großbritannien immer mehr um sich greifenden Teuerung betroffen. Der Mangel an bitteren Apfelsinen ist nach der „Daily Mail“ die Ursache dieser Erscheinung, die von der Zivilbevölkerung und von der Armee unangenehm empfunden werden wird. Die englischen Marmeladen sind kein Luxusgenußmittel, sondern eine Art Nationalspeise, die auf keinem Frühstückstisch fehlen darf. Die beliebtesten Marmeladen aber sind jene mit halb bitterem Geschmak, zu deren Herstellung man sich der von Palermo und Sevilla kommenden bitteren Apfelsinen bedient. Da aber der Mangel an Frucht dampfern die verfügbaren Schiffe für wichtigere Dinge unentbehrlich macht, müssen die Engländer sich in ihrer Marmeladenliebe bescheiden lernen. Während noch im letzten Jahre 200 Stück der Frucht in England 9 Schilling kosteten, sind sie jetzt auf 13 Schilling gestiegen, und man nimmt an, daß der Preis sich verdoppeln wird. Welche Bedeutung in England den Marmeladen beigemessen wird, ersieht man aus der Tatsache, daß die englische Seeresverwaltung sich den angemessenen Preisen gegenüber zur Lieferung einer bestimmten täglichen Menge von Marmelade verpflichtet mußte. Was wird nun Tommy sagen, wenn man diesen Punkt des Vertrages nicht mehr wird einhalten können? . . .

Wie sich die französischen Pferde vom Frontdienst drücken. Die überraschende Entdeckung, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die Pferde in Frankreich des öfteren den überlebten Versuch machen, sich durch das Simulieren von Krankheiten einen Etappenurlaub zu verschaffen, gebührt einem französischen Tierarzt, der im „Ravis-Midi“ seine diesbezüglichen Beobachtungen wiedergibt: „So unglaublich es klingt, ich habe tatsächlich entdeckt, daß es unter den Pferden an der Front regelrechte Simulanten gibt. Besonders häufig kommt ich diese Beobachtung in jenen Frontabschnitten machen, die ununterbrochen heftigem Artilleriefeuer ausgesetzt sind. Da gibt es Pferde, die ein Bein nachschleppen, andere lassen den Kopf bis auf die Erde herabsinken, als ob sie seine Last nicht zu tragen vermöchten, und es ist erschütterlich, daß sie sich krank stellen, um nach rückwärts in ein Depot geschafft zu werden. Denn in zahlreichen Fällen ergaben genaueste Untersuchungen, daß keinerlei tatsächliche Erkrankungen vorhanden waren. Hinter der Front springen die Simulanten wieder gesund umher.“

Wie Feuer mit Öl gelöscht wurde. Das Sprichwort „Öl aufs Feuer gießen“ hat eine neue, bisher unbekannte Anwendung gefunden. So lange war man allgemein der Meinung, daß nichts so sehr einen Brand entfacht wie Öl, und der in Amerika Tathache gewordene Fall, der in der italienischen Bodenschrist „Minerva“ berichtet wird, beweist zum ersten Mal, daß man Brand durch Öl löschen kann. In einem Baumwollager in Calexico in Kalifornien war durch unvorsichtiges Rauchen ein großes Feuer ausgebrochen. Um den Brandherd zu beschränken und möglichst schnell zu löschen, wurden die Baumwollballen statt mit Wasser mit Öl übergossen. Die Baumwollballen brennen nämlich ohne Flamme. Gießt man Wasser darüber, so wird hierdurch nichts erreicht, da das Wasser nur einige Zentimeter tief in die Baumwolle fidert, was nicht verhindert, daß die Baumwolle im Innern weiter verzehrt und schließlich zur Asche wird. Das Öl aber bringt durch den ganzen Baumwollballen und kühlt die Temperatur der Baumwolle bis zu einem Grade ab, bei dem sie nicht mehr brennen kann. So wurden in Calexico ausgebreitete Baumwollbestände gerettet, indem man, dem Sprichwort zum Trost, Öl aufs Feuer goß.